

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

Input-Referat an der Tagung der eidg. Fachstelle für Rassismusbekämpfung
6. September 2022

Rassismuskritik heute – Herausforderungen

Dr. Kijan Espahangizi

Universität Zürich, Historisches Seminar &
Institut Neue Schweiz INES
kmespa@gmail.com

Neuestes Buch: Der Migration-Integration-Komplex. Wissenschaft und Politik in einem (Nicht-)Einwanderungsland, 1960–2010 <https://www.wallstein-verlag.de/9783835391482-der-migration-integration-komplex.html>

Vielen Dank für die Einladung zu dieser Tagung! Ich gratuliere der FRB zu ihrem 20jährigen bestehen. Es ist mir eine Ehre, heute mit ihnen über Gegenwart und Zukunft der Rassismusbekämpfung diskutieren zu dürfen. Ich wurde gebeten, in meinen einführenden Input einige Pisten für die Diskussion zu legen und hierzu von der Podcast-Serie auszugehen, die anlässlich des Jubiläums produziert wurde. In einem Punkt waren sich eigentlich alle, die hier zu Wort kamen, einig: In der Auseinandersetzung mit Rassismus in der Schweiz sind wir in den letzten Jahren in vielerlei Hinsicht deutlich weitergekommen. Der Podcast selbst zeigt, dass das Wissen zum Thema heute breit und selbstbewusst aufgestellt ist. In der Serie mit dem Titel «Reden wir!» kommen 20 ExpertInnen mit unterschiedlichen Hintergründen zu Wort und bieten eine sehr gut strukturierte Einführung zum der Stand der Dinge in der heutigen Rassismuskritik. Auch wenn es beim Thema Rassismus weiterhin viel zu tun gibt, keine Frage, ist es wichtig, diesen Erfolg gerade zu einem Jubiläum auch mal festzustellen. Er

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

ist nicht vom Himmel gefallen, sondern beruht auch auf jahrelanger Arbeit vieler Menschen –wie ihnen– und er zeigt, dass es sich lohnt sich zu engagieren.

Nun ist das Ziel der heutigen Veranstaltung, über die Auslegeordnung der Podcasts hinaus zu gehen und ergänzt den Titel der Serie entsprechend um die Frage: «Und jetzt?». Mein Auftrag war es also, hier anzusetzen und kritisch weiterzudenken. Zu den einzelnen Themenschwerpunkten der Podcast- Folgen gäbe es natürlich jeweils auch noch viel zu sagen. Ich möchte in meinem Input aber auf einen Punkt eingehen, der in den Podcasts nicht zur Sprache kommt. Es gibt hier einen blinden Fleck, der –wie ich finde– durchaus repräsentativ ist für die heutige Rassismuskritik: Wir tun uns sehr schwer damit, offen über Spannungen, Ambivalenzen, Widersprüche und problematische Entwicklungen in unserem Feld zu sprechen. Ich bin jedoch überzeugt, dass das gerade heute enorm wichtig wäre.

Warum?

Das Thema Rassismus ist heute nicht mehr marginal, sondern fester Bestandteil öffentlicher Debatten. Das ist zum einen hilfreich für die Rassismusbekämpfung, weil es Aufmerksamkeit schafft und zur Sensibilisierung beiträgt. Zum anderen steht die Rassismuskritik dadurch aber auch vor neuen Herausforderungen: Es vergeht kaum ein Tag, an dem in der Öffentlichkeit nicht über Rassismus gestritten wird. Dabei steht der Antirassismus auch in der Kritik, etwa *Cancel culture* zu fördern und identitätspolitische Spaltung zu betreiben. Wir sind uns sicher einig, dass das Bild des Antirassismus das hier gezeichnet wird, oft eine Karikatur dessen ist, was praktische Rassismusbekämpfung im Alltag wirklich bedeutet, etwa bei Einbürgerungsverfahren, auf dem Arbeitsmarkt, in Migrations- und Sozialämtern, in der Beratung für Rassismusopfer, die ja auch in einer Podcastfolge vorgestellt wird. Und doch sollten wir aufpassen, es uns nicht zu leicht zu machen und das Ganze einfach als «Phantomdiskussion» abzutun. Es ist durchaus möglich, sowohl die mediale Logik dieser

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

Empörungsbewirtschaftung zu kritisieren, als auch gleichzeitig festzustellen, dass es durchaus problematische Tendenzen im Antirassismus gibt, über die wir reden müssen.

Kurzum: Ich bin überzeugt, dass die beste Antwort auf die öffentliche Polarisierung nicht darin besteht, die Reihen zu schliessen und wegzuschauen, aus Angst mit Selbstkritik «den Rechten» in die Hände zu spielen. Im Gegenteil, es braucht, so meine Überzeugung, mehr Mut zur kritischen Auseinandersetzungen mit unseren eigenen blinden Flecken und Vorstellungen, es braucht eine offene Kultur der Kritik und Kontroverse, die als Vorbild dienen kann, wie man auch anders über Rassismus sprechen kann, und die damit auch mehr Menschen ins Boot holt. Lassen sie mich in den nächsten Minuten ausführen, was ich damit meine. Dazu werde ich im Folgenden vier problematische Tendenzen im Umgang mit Rassismus skizzieren:

1. Ökonomische Verengung der Perspektive
2. Ideologisch-identitäre Schliessungen
3. Moralisierung des Alltags
4. Geopolitische Ausblendungen

1) Ökonomische Verengung der Perspektive

Die erste Tendenz hat direkt mit dem zu tun, was ich gerade erwähnt habe:

So hat die öffentliche Auseinandersetzung zum Thema Rassismus längst eine ökonomische Komponente, die strukturell zu einer Verengung in der Debatte führt. Rassismus ist zu einem Dauerthema in den Medien geworden. Der Grund dafür ist nicht einfach eine politische Verschwörung «der Rechten», sondern hat stark mit medienökonomischen Strukturen und Dynamiken zu tun: Empörung, Polarisierung und Feindbilder verkaufen sich gut, sicher

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

besser als das differenzierte und nuancierte, als das ebenso umsichtige wie nachsichtige Gespräch. Das führt dazu, dass in den Mediendebatten diejenigen rassismuskritischen Stimmen eher zu Wort kommen, die diese Logik bedienen. Irgendein «Rassismusexperte» findet sich immer, der bestätigt, dass es zum Beispiel rassistisch ist, wenn «Weisse» Dreadlocks tragen oder wenn man «Indianer» sagt. Die vielen Expertinnen und Betroffenen, die hier eine differenziertere Sicht haben und eigentlich gern über andere Rassismus-Themen sprechen würden, schaffen es nicht in die Schlagzeilen der 20 Minuten, BLICK und Co. Kurzum: bestimmte Formen des Antirassismus, die das schwarz-weiss Spiel mitmachen, sind in der medialen Debatte schlicht überrepräsentiert. Und das ist fatal: Weil es einerseits zunehmend die Wahrnehmung von Antirassismus in der breiten Bevölkerung prägt und weil es andererseits auch auf den Antirassismus zurückwirkt. Ideologische Ansätze werden verstärkt. Diese Rückkopplung wird in Zukunft nicht weniger werden. Darüber müssen wir sprechen.

Eine weitere Form der ökonomischen Verengung der Perspektive hängt direkt damit zusammen und ist im Zuge von *Black lives matter* besonders deutlich geworden. Der Hauptgrund, warum diese US-amerikanische Bewegung weltweit derart Aufmerksamkeit erregt hat, auch in der Schweiz, ist nicht, dass es hier ein grösseres Unrecht gäbe, als anderswo auf der Welt. Der Grund ist vielmehr, dass das Thema Rassismus gegen Schwarze längst auch ein wichtiger Faktor einer milliardenschweren US-amerikanischen Kulturindustrie geworden ist, die eben unsere Affekte stark prägt. Ohne Jay Z, Beyonce und Co. wäre der Erfolg von Black Lives Matter schlicht nicht zu erklären. Das macht es nicht schlecht. Im Gegenteil: Die kulturökonomische Wucht des US- Antirassismus hat die Debatte auch hierzulande tatsächlich weitergebracht, das ist gut. Doch wenn wir diesen ökonomischen Zusammenhang einfach ausblenden, dann verengt sich damit tendenziell

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

unsere Perspektive auf Rassismus. Bei uns geht es nicht um die Nachwirkungen der Sklaverei im eigenen Land, sondern um die Gestaltung von Einwanderung. Machen wir uns nichts vor: Kein afghanischer Flüchtling, keine polnische Care-Arbeiterin, keine kosovarische Putzfrau wird je die Coolness von Black Lives Matter verkörpern können, die längst zu einem Wertschöpfungsfaktor im globalen Kapitalismus geworden ist, inkl. eigener Netflix-Serien. Das gilt übrigens auch für den wachsenden Markt für Ratgeber, Bücher und Dienstleistungen zum Thema Racism und Diversity, der sehr angloamerikanisch orientiert ist. Wie etwa Seraina Rohrer und Anisha Imhasly in einer der Podcastfolgen darlegen, können wir hier von guten Ansätzen lernen. Aber gerade unsere öffentlichen Institutionen sollten tunlichst aufpassen, die polarisierten schwarz-weiss-Debatten der USA nicht als *best practices* bei uns zu übernehmen. Wir sollten auch Sorge tragen, dass bestimmte Betroffenen Gruppen und deren Perspektiven nicht unter den Tisch fallen, nur weil sie medial, kulturell und ökonomisch auf weniger Interesse und Resonanz stossen als andere, daran erinnert uns die Podcast-Folge zu Antiziganismus. Opferhierarchien führen in die Sackgasse, wie etwa auch Asmaa Dehbi und Dina Wyler in der Folge zu Antisemitismus und antimuslimischem Rassismus betonen. Sie fördern ideologisch-identitäre Schliessungen, also die zweite problematische Tendenz, auf die ich eingehen möchte.

2) Ideologisch-identitäre Schliessungen

Damit ist gemeint, wenn Trennungslinien, die der Rassismus produziert, im Namen des Antirassismus nicht abgebaut, sondern verstärkt werden. Trotz aller medialer Polarisierung sollten wir nicht vergessen: Identitätspolitik war und ist immer eine ambivalente Angelegenheit. Einerseits ist es wichtig, dass sich Betroffene aus ihrer kollektiven Ausgrenzungserfahrung heraus äussern und organisieren. Aber aus der Geschichte wissen

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

wir auch, dass solche Kollektive ggfs. auch ins fundamentalistisch-Identitäre kippen können, insbesondere wenn sich Ideolog:innen als Sprecherinnen dieser in sich sehr heterogenen und widersprüchlichen Gruppen etablieren können. Wenn Identitätspolitik zum Selbstzweck wird, reproduziert sie die Trennungen, die es zu bekämpfen gilt. Etwa die Unterscheidung zwischen «weissen Menschen» und «People of Color», die neuerdings in der Schweiz populär geworden ist. Gerade weil Identitätspolitik immer ambivalent und riskant ist, müssen wir sehr genau hinschauen, wie rassistische Kategorien in der antirassistischen Praxis verwendet werden. «Strategischer Essenzialismus» bleibt selten strategisch, gerade wenn er «populär» wird. Entgegen eines weiteren, weitverbreiteten Mythos ist auch *Reverse Racism* durchaus möglich. Wenn etwa neuerdings Personen einfach entlang ihrer Hautpigmentierung pauschal als «Weisse» kategorisiert werden, dann reproduziert und verstärkt das rassistisches Denken. Machen wir uns nichts vor: Unrecht rechtfertigt kein Unrecht, auch wenn dies Betroffenen und Aktivistinnen im Affekt gerechtfertigt erscheint. Das Gerede vom «alten weissen Mann» als neuestes personifiziertes Feindbild ist ebenso denkfaul und politisch falsch, wie dessen Umkehrung. Individuelle Biografien und Erfahrungen, soziale Herkunft und «Privilegien» lassen sich nie einfach an der Hautpigmentierung einzelner Personen ablesen. Bei niemandem. Wenn mittlerweile sogar süd- und osteuropäische Mitgrant:innen und jüdische Mitmenschen im antirassistischen Alltag schnell mal als «weiss-privilegiert» schubladisiert werden, dann haben wir tatsächlich ein Problem. Als Wissenschaftler treibt mich hierbei noch ein weiterer Punkt um, der diese Entwicklung fördert: wissenschaftliche Konzepte werden zunehmend als Ideologien missverstanden. Nehmen wir *Critical Whiteness*: Aus wissenschaftlicher Sicht kann man Weisssein als strukturelle Dimension sozialer Ungleichheit durchaus sinnvoll analysieren, in gewissen Grenzen auch in der Schweiz. Wenn dieser voraussetzungsreiche wissenschaftliche

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

Ansatz aber dann zur Alltagsideologie umfunktioniert wird, bei der Weissein anhand der Hautfarbe von Menschen «gelesen» wird, dann wird es unappetitlich. Oder: Wenn der Begriff «Rasse/race» unter sehr spezifischen Bedingungen als Analysekategorie verwendet wird, heisst das noch lange nicht, dass damit im Alltagsgebrauch nicht gefährliches Rassedenken verstärkt wird. Nach dem Motto: «Endlich darf man wieder «Rasse» sagen». Verstehen sie mich nicht falsch: Es braucht Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis, davon bin ich überzeugt und das praktiziere ich auch. Aber wir müssen auch über Risiken und Grenzen reden. So habe ich Bauchschmerzen, wie aktuell in der Rassismusforschung in der Schweiz Wissenschaft, Aktivismus und Betroffenheit einfach unkritisch kurzgeschlossen werden. Da muss man genau hinschauen und aufpassen, wer da wann welche Rolle einnimmt. Gerade weil ich selbst diese verschiedenen Hüte trage, ist mir bewusst: Wenn wir nicht mehr sauber zwischen Wissen, Erfahrung und Politik unterscheiden, fördert dies eine ideologisch-identitäre Schliessung der Debatten. Ein weiteres Beispiel hierfür ist der Umgang mit postkolonialer Theorie. Einerseits hat diese der Rassismusbekämpfung wichtige Impulse gegeben. So wissen wir heute, dass bestimmte Formen des Rassismus ohne die koloniale Vorgeschichte kaum zu verstehen sind. Eine umsichtige Auseinandersetzung mit den Nachwirkungen der Kolonialgeschichte ist das eine, postkolonialer Furor, der »dem Westen« und allen «Weissen» eine untilgbare koloniale Erbschuld auferlegt und alles Europäische dekolonisieren will, wird fundamentalistisch. Die Geschichte ist komplexer als das. So sind auch «weisse» Arbeiterinnen in kolonialen Unternehmen ausgebeutet worden, etwa in Schweizer Textilfabriken, und PoC-Aktivist:innen können aus Elite-Familien stammen, die historisch mit den Kolonialmächten kooperiert haben und deswegen auch nach Europa ausgewandert sind. Geschichte produziert eben Widersprüche, nicht alles, was aus dem Unrecht des Kolonialismus gefolgt ist, ist selbst

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

Unrecht: So würden die Schweiz und Europa heute nicht zu den ethnisch vielfältigsten Regionen der Welt gehören, ohne die globalen Migrationsbewegungen, die auch eine Folge der Kolonialgeschichte sind. Und diese Vielfalt birgt neue Chancen und emanzipatorisches Potenzial. Mit solchen Ambivalenzen, die ja etwa auch das Thema Kulturelle Aneignung durchziehen, können Ideologien nicht umgehen. Dabei sind diese Mehrdeutigkeiten und Widersprüche viel näher am Leben der meisten Menschen, mit und ohne Rassismuserfahrung, mit und ohne Migrationshintergrund.

Ich komme zum dritten Punkt:

3) Moralisierung des Alltags

Ein weiterer Begriff, der sich in den letzten Jahren aus der Wissenschaft über den Aktivismus im öffentlichen Alltag verbreitet hat, ist der des «strukturellen Rassismus». Das ist wie Vanessa Thompson im zweiten Podcast darlegt, ein sehr hilfreicher Ansatz um Rassismus als gesellschaftliches Verhältnis zu verstehen, das sich nicht nur auf rechtsextreme Gewalt und individuelle Vorurteile reduziert. Sowohl die institutionellen als auch die unscheinbareren kleinen Formen der Diskriminierung und Fremdmachung im Alltag sind durch diese Brille besser zu erkennen. Problematisch wird es dann, wenn wir die Theorie als Handlungsanleitung im Alltag missverstehen und zu dem falschen Schluss kommen, dass jede noch so kleine Thematisierung von ethnischer Fremdheit und Differenz schon Ausdruck der «grossen» rassistischen Struktur sein muss. Wir stellen fest, das Konzept des strukturellen Rassismus wird leider rasch zu einer Theory of Everything. Aber: Nicht alles hat tatsächlich mit Rassismus zu tun. Es ist daher wichtig, genau zu schauen, wo geht es wirklich um Rassismus, wo etwa um nationalstaatliche Fragen der Migration, wo um tatsächliche kulturelle Differenz. Und es ist wichtig, dabei das Augenmass zu behalten. Microaggressions

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

heissen so, weil sie «micro» sind. Wenn es viele zunehmend als ihr Recht sehen von Mikro-Ursachen zu Makro-Wut «getriggert» zu werden und es als ihre politisch-moralische Pflicht verstehen, die verborgene Struktur des Rassismus «aufzudecken» und den Alltag von allen vermeintlichen Symptomen des strukturellen Rassismus zu säubern, wird es schwierig. Doch genau das beobachten wir aktuell: Rassismuskritik wird nicht selten missverstanden als eine Art Ersatzmoral für den Alltag. Der gutgemeinte Wunsch in bestimmten gesellschaftlichen Milieus «gut» und korrekt zu leben, das politisch richtige zu tun, führt zu gegenteiligen Effekten, die sogar ins Absurde gehen können und dann eben leider auch medial ausgeschlachtet werden können: Welche Musik darf man hören, welche Bücher darf man lesen, welches Essen konsumieren, welche Wörter verwenden? Ich denke, es gibt hier ein riesiges Missverständnis: Aus der Analyse von strukturellem Rassismus lassen sich eben keine moralisch-politischen Antworten zu derartigen Fragen ableiten. Doch moralisierender Antirassismus braucht genau das: eindeutige Antworten. Lassen wir mal die unsägliche Rastadebatte weg und nehmen wir das Beispiel der Frage nach der Herkunft: «Wo kommst du her?» Aus analytischer Sicht können solche Fragen in der Masse tatsächlich strukturelle Folgen haben. Das heisst aber nicht, dass diese Frage per se und in jedem Fall rassistisch ist – wie Aktivistinnen nach den BLM-Protesten tatsächlich in der SRF Arena vor Millionenpublikum behaupteten. Ob es im Einzelfall so ist, hängt nicht nur von der Situation ab, sondern kann sich je nach Perspektive der Beteiligten auch anders darstellen. Soziale Situationen sind eben tendenziell mehrdeutig. Hier sollte man eher auf den gesunden, migrantischen Menschenverstand hören, der da häufig gelassener und differenzierter ist als halbverdaute akademisch-aktivistische Rassismuskritik.

Das gilt genauso für Inhalte von Schulbüchern, Fastnachtskostüme und diverse andere Themen, die immer wieder mediale Dorf getrieben werden. Verstehen Sie mich nicht falsch:

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

Unsere Einwanderungsgesellschaft ist im Wandel und das ist tatsächlich auch gut so. Und Konflikte gehören dazu, auch wenn sie nicht immer angenehm sind. Aber es ist nicht so, dass hier nur bestimmte «Betroffenen»- und Aktivisten-Gruppen Deutungshoheit haben sollten, und alle anderen müssen «zuhören» und sich danach richten. Ausser in kleinen Milieus, führt ein solcher Antirassismus zu verständlichen Gegenreaktionen. Was wir viel mehr brauchen, sind gemeinsame ebenso umsichtige wie nachsichtige und vor allem ergebnisoffene Gespräche und vor allem viel Ambiguitätstoleranz. Das ist so oder so schon schwierig genug. Wenn das politisch-moralische Urteil aber schon im Voraus gefällt ist, egal von welcher Seite, wird es unmöglich. Kollektive moralische Empörung und Sanktionierung von Alltagssituationen sind von der Sache her unangemessen, meist politisch kontraproduktiv und schlichtweg auch nicht mehrheitstauglich. Aushandlungen und Kompromisse sind für alle unangenehm und es gibt für niemanden ein Grundrecht darauf, in seinem moralisch-politischen Empfinden nicht verletzt zu werden. Ein solche Homogenität lässt sich nur in kleinen soziokulturellen Bubbles durchsetzen, die kein Massstab für die ganze Gesellschaft sein können. Das Problem ist aber, dass diese, meist urbanen Milieus heute in der öffentlichen Rassismusdebatte medial besonders unter Beobachtung stehen und entsprechend überrepräsentiert sind, auch weil sie ein gewisses kulturelles Kapital verfügen.

4) Geopolitische Ausblendungen

Als letzten Punkt möchte ich noch auf eine problematische Tendenz eingehen, die mir als jemandem mit iranischer Familiengeschichte, persönlich grosse Sorgen bereitet und die leider im Antirassismus stark ausgeblendet wird. Hierzu hätte ich mir tatsächlich auch eine elfte Folge in der Podcastserie gewünscht. Vor lauter Kritik am Westen, an seinem

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

kolonialrassistischen Erbe und Ethnozentrismus sind wir blind für neue geopolitische Konstellationen geworden. Weder die Welt noch der Westen sehen noch so aus wie in den 1960/70er Jahren. Realexistierende postkoloniale Staaten wie China, Iran, Saudi-Arabien usw. sind längst globale Machtfaktoren. Die Welt ist dadurch leider nicht unbedingt besser geworden. Es handelt sich um autoritäre Staaten, die aktiv gegen Menschenrechte, Demokratie, Freiheit und Emanzipation kämpfen. Der Vorwurf des Rassismus gegen den Westen ist hier nicht nur Staatsideologie, sondern längst Teil einer geopolitischen Strategie, um demokratisch-freiheitliche Gesellschaften zu delegitimieren und destabilisieren – gleichzeitig unterdrückt man seine eigene Bevölkerung brutal. Umgekehrt sind die Gesellschaften der ehemaligen westlichen Kolonialmächte aufgrund der Kolonialgeschichte längst zu multiethnischen Einwanderungsländern geworden, die tatsächlich dabei sind, sich selbstkritisch mit diesem Erbe auseinanderzusetzen, auch mit staatlichen Mitteln, wie das Jubiläum der Fachstelle zeigt. Niemand sagt, die Lage sei hier perfekt, aber wer vor lauter Kritik am Rassismus in westlichen Demokratien das Kind mit dem Badewasser ausschüttet, muss sich den Vorwurf gefallen lassen, mit zweierlei Mass zu messen und autoritären Regimes wie China und dem Iran bewusst oder unbewusst in die Karten zu spielen. Antidemokraten wie Putin, Trump, Erdogan und andere lachen sich ins Fäustchen, wie sich liberale Demokratien um Winnetou-Bücher die Köpfe einschlagen, während die Welt neu geordnet wird. Dass der oberste Führer der Islamischen Republik Iran den Protest iranischer Frauen gegen Zwangsverschleierung als antimuslimischen Rassismus verurteilt, während man hier über das Burkaverbot streitet, und dass sich ein Professor der ETH Zürich, der den chinesischen Überwachungsstaat kritisierte, nach Druck aus China öffentlich für antisiasiatischen Rassismus entschuldigen musste, zeigt, dass wir auch in der Schweiz die geopolitischen Verstrickungen des Antirassismus nicht ausblenden sollten. Die Wahrheit ist,

Unveröffentlichtes und nicht überarbeitetes Vortragsmanuskript – nicht ohne Erlaubnis des Autors veröffentlichen oder weiterleiten.

wir müssen genau hinschauen: Rassismuskritik kann heute auch dazu dienen, tatsächliche kulturelle Differenzen und politische Konflikte in Hinblick auf Werte wie Menschenrechte, Gleichberechtigung, Freiheit und Demokratie zu verdecken. Das gilt auch innerhalb migrantischer Communities und Diasporas, die nicht frei von diesen Konflikten und Widersprüchen, und die daher eine besondere Verantwortung tragen. Daher ist es so wichtig, auch beim Begriff der Integration, der heute in der Rassismuskritik so sehr in Verruf geraten ist, das Kind nicht einfach mit dem Badewasser auszuschütten. Nicht jede Problematisierung von kultureller Differenz und Forderung nach Anpassung ist sofort Rassismus. Eine Rassismuskritik, die solche geopolitischen Verstrickungen mitdenkt, kann sich allzu einfache Gegenüberstellungen von Tätern und Opfern, vom Westen und dem globalen Süden, weiss und nicht-weiss, Einheimischen und Migranten schlicht nicht leisten.

Fazit & Schluss

Ich komme zum Schluss: Als Wissenschaftler ist es mein Job kritisch zu sein, gerade wenn es unangenehm ist, also etwa auch an Jubiläen. Aber auch als politisches Subjekt und als jemand der Rassismus am eigenen Leib erfahren hat, bin tatsächlich davon überzeugt, dass es ein guter Moment ist, um die Rassismuskritik auf ein neues Level zu heben. Wir sollten keine Angst haben uns mit den eigenen Widersprüchen, blinden Flecken, doppelten Standards auseinanderzusetzen und wir sollten zudem unseren Blick schärfen, für ideologische, moralisierende, identitäre und antiemanzipatorische Formen von Antirassismus. Ich bin überzeugt, wir können nur gewinnen, wenn wir eine offene Kultur der Kritik und Kontroverse entwickeln, die Menschen ins Boot holt anstatt Fronten ideologisch zu verhärten. Ich freue mich auf die Diskussionen heute. Vielen Dank!